

Ein Tag Notfalldienst ...

Nach dem Aufruf von Prof. Hans Stalder, Genf, und einem ersten Artikel von Dr. med. Markus Gassner, Grabs, beide erschienen in der Schweizerischen Ärztezeitung Nr. 10 vom 6. März 2002, publizieren wir hier weitere Texte dazu. Informationen erhalten Sie unter folgender E-Mail-Adresse: hans.stalder@hcuge.ch.

Un jour de garde ...

A la suite de l'invitation du Pr Hans Stalder, Genève, et un premier article par le Dr Markus Gassner, Grabs, paru dans le Bulletin des médecins suisses no 10 du 6 mars 2002, nous publions d'autres textes. Des informations peuvent être obtenues en écrivant à l'adresse e-mail suivante: hans.stalder@hcuge.ch.

Notfall: tempus fugit

M. Kälin

Sie sprang mir im Parterre aus der Lifttüre entgegen, zierlich, nackt, dunkelhäutig. Ich hielt sie am Arm fest – die Strasse wäre auch kein geeigneter Ort. Im Treppenhaus hörte ich Stimmen, eine Frau und ein Mann. Um mich vor dem Beissen und Kratzen zu schützen, musste ich die Frau mit einem Klammergriff einengen. Ihre Kraft war eindrücklich – eine groteske Situation. Man hatte mich telefonisch mit «bei denen ist wieder der Teufel los» aufgeboten. Diese Erstbeurteilung schien etwas an sich zu haben. Nun erschien die Frau vom Treppenhaus. «Ich brauche eine Decke.» Sie verstand, verschwand und erschien mit einem Mantel. Zusammen wickelten wir die Frau satt in den Mantel. Nun erschien der Mann vom Treppenhaus, ein Polizist: «Das ist für uns nichts Neues.» Vom Hauseingang her kam ein weiterer Polizist. Die Polizisten lösten mich aus meiner Halteverpflichtung und nahmen die Frau mit Mantel zwischen sich: Eine winzige und eingewickelte Person, zwei grosse und kräftige Polizisten. Ich versuchte es mit Sprachkenntnissen, deutsch, englisch, französisch, sogar ein wenig spanisch – nichts, sie starrte an mir vorbei. «Sie ist aus Brasilien», sagte ein Polizist. «Wo ist der zugehörige Mann?» fragte ich. «Hat sie wahrscheinlich wieder einmal verlassen.» «Hausarzt?» «Unbekannt.» «Vormund?» «Keine Massnahme.» Trotz all des ungerufenen Schutzes, den wir ihr angedeihen liessen, begann sich die Frau zu entspannen. «Gehen wir in der Wohnung nachschauen?» meinte einer der Polizisten. Sie nickte. «Haben wir schon einige Male gemacht. Wir rufen Sie, wenn wir eine Verordnung (für einen fürsorglichen Freiheitsentzug) brauchen.» Ich war entlassen. Draussen strahlte eine warme Abendsonne, und ich fuhr in meine Praxis zurück.

Dort hörte ich von weitem ein Kind schreien. Frau Müller, meine Assistentin, hatte als ehemalige Chirurgeschwester alles im Griff: «Das Wartezimmer ist voll, beide Konsultationszimmer belegt, aber zuerst müssen Sie nähen, eine grosse und klaffende Hinterkopfwunde.» Ich trat ins Röntgenzimmer. Eine erschöpfte Mutter mit einer sechsjährigen Tochter. Beide dramatisch blutverschmiert. Rosmarie umklammerte die Mutter und beantwortete jeden Versuch der Mutter, mir die Wunde zu zeigen, mit wildem Kopfschütteln. Dabei stiess sie mit dem Kopf auch gegen den Genitalbereich der Mutter, wie wenn sie dorthin wollte, wo sie einmal hergekommen war. Mir kam ein Gedanke. «Können Sie im Schneidersitz auf den Röntgentisch sitzen?» «Das geht, aber viel mehr geht bei mir nicht mehr.» Mit etwas Hilfe von Frau Müller und mir brachten wir es zustande: Die Mutter, eine bewegliche und schlanke Frau, sass locker und entspannt im Schneidersitz, und Rosmarie vor der Mutter, so nach vorne gebeugt, dass sie sich mit dem Gesicht im Schoss verbergen konnte. Die Mutter umarmte Rosmarie. Ich legte meine rechte Hand so auf den Rücken von Rosmarie, dass ich mit dem Unterarm auch den Arm der Mutter berühren konnte. So verhielten wir einige Minuten. Alle wurden still. Ich konnte die Wunde beurteilen: Sie war frisch, gross und klaffend. Rosmaries Haare waren zu kurz, um die Wunde eventuell durch Verknoten von Haarsträhnen, quer über die Wunde, schliessen zu können. Es brauchte Naht oder Klammern. Ich sagte zu beiden: «Ich werde jetzt nähen.» Und zur Mutter: «Ich nutze den Moment, ich nähe maximal schnell und ohne Anästhesie.» Nähen ist mein Forte – ich habe meine Notfallaus-

Korrespondenz:
Dr. med. et sc. nat. Max Kälin
Hammerstrasse 62f
CH-8032 Zürich
<http://www.chan.ch>

bildung aus Texas, dem Land der Schuss- und Messerwunden. Frau Müller reichte mir die Werkzeuge, und ich setzte eine fortlaufende Naht – fertig. Mutter und Kind blieben vollkommen ruhig. Frau Müller machte sich an den Verband. Ich warf einen Blick ins volle Wartezimmer, alles Menschen mit rosa Gesichtsausdruck, keiner grau oder am Kollabieren. Ich ging in die Sprechzimmer. Einige Verarztungen später sah ich Rosmarie im Gang. Frau Müller hatte ihr mit Kerlix und Klebband einen Turban gemacht. Ich kauerte mich nieder: «Du, das sieht dann aber gut aus!» Rosmarie und ihre Mutter lächelten. «Morgen befreien wir dich davon.»

Weiter mit dem Samstagsnotfalldienst. Säuglinge mit Ausschlag, geplatztes Kondom, verlorene Herzmedikamente, Ohrenweh, Abszess, das Übliche. Unterdessen regnete es, und drei Passanten brachten eine junge Frau: «Sie hätten sie so gefunden, und sie sei wohl mit dem Velo gestürzt.» Ich fand weder Schmerzstellen noch Hautverletzungen, und doch war sie irgendwie auffällig und verlangsamt. Ich inspizierte die Ohren: Ein einseitiges Hämatotympanon, kein Zweifel. «Schädelbasisfraktur, Zentralspital, Neurochirurgie, Ambulanz mit Blaulicht», zack-zack-zack, ich kam mir wichtig vor. Später das Telefon des Neurochirurgen: «Wir mussten sofort trepanieren, gratuliere zur Diagnose.» Ich kam mir noch wichtiger vor. In der Folge nahm mir die Frau alles übel: Diagnosestellung, Notfalleinweisung, Erkundigung nach dem Ergehen. Jahre später klärte mich ein Kollege auf: «Es war ein ernsthafter Suizidversuch. Sie haben ihn vereitelt. Das Leben der Frau nahm weiter einen unglücklichen Lauf. Sie hat Ihnen bis heute nicht verziehen.»

Es war jetzt nach ein Uhr früh, und ich setzte mich hin. Ich sagte zu Frau Müller: «Jetzt keinen Asthmaanfall.» «Da haben Sie ihn», erwiderte sie und streckte mir den Telefonhörer entgegen. Ein Mann: «Meine Tante schnauft so komisch!» Im Hintergrund, und unüberhörbar, ein pfeifendes Stöhnen. «Gehen wir», sagte ich. Es war im zweiten Stock, schon an der Haustüre hörte ich, wohin wir mussten. Die Tante sass quer auf dem Bett, die Beine nach unten, die Arme beidseits abgestützt. Frau Müller löste den engen Büstenhalter und zog eine Ampulle Aminophyllin auf. Ich vergewisserte mich, dass das Herz für den Augenblick kein Problem war, und spritzte die Ampulle. Frau Müller setzte sich neben die Frau und legte ihr den Arm über die Schulter. Ich setzte mich auf die andere Seite, ergriff ihre rechte Hand und begann, mit meinem Atem ihrem Atemrhythmus zu folgen. Dann sagte ich: «Jetzt atmen wir zusammen, und wir atmen langsamer und langsamer.» Nach etwa fünf Minuten war das Pfeifen weg und die Atmung langsamer und ruhiger. Und sie konnte sprechen. «Ich komme immer so in Panik. Jetzt ist es besser. Muss ich sterben?» «Noch nicht, aber die Medikamente, die Ihnen die Ärztin gegeben hat, müssen Sie einnehmen.» Frau Müller hatte unterdessen die Medikamente gesammelt und aussortiert. Wir schauten und warteten noch eine Weile, erklärten Tante und Neffe die Medikamente und die Bedingungen, unter welchen sie uns wieder anrufen sollten.

Frau Müller und ich stiegen ins Auto. Noch dreissig Stunden Notfall. Ich sagte zu Frau Müller: «Was ist los? Haben Sie Vollmond?» «Nein, Sie sind es. Immer wenn Sie Dienst haben, werden die Leute krank!»